

Zeitung für das Dilltal.

Nr. 95 (2. Blatt.)

Samstag, den 24. April 1915

75. Jahrgang

Seherischer Sang.

Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ew'gem Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftsirrende Gesichte;
Durch das lichte Dämmerlicht der fernsten Zeiten
Zieh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, das zwanzigste seit Christi — waffenklingend und bewundernd
Wird die Nachwelt dich einst nennen: „Das germanische Jahr-
hundert“.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir in Furcht erzittern,
Denn Gerichte wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen.
Überall wird hoch zum Himmel, hoch das Blut der Feinde dampfen.
Und den tönernden Giganten Rußland stürzt zu zerborsten;
In der Ostsee reichem Bunde wird der deutsche Adler horsten,
Ostreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr vergehn
Wirst du stolz und jugendfräftig vor den vielen Völkern stehn.
Und sie werden dich, erzitternd beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaiserthum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Döbsburg kränzen,
Unter ihm, in junger Freiheit, wird die Ukraine glänzen.
O, geliebtes Volk, ich höre stummend schon die Chymeln geigen,
Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet,
Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verbündet!

Dichter gelten als Seher. Den oben wiedergegebenen Sang ließ der österreichische Dichter Robert Damerling (1830—1889) erklingen. Die Handschrift befindet sich im Stadtarchiv zu Hamburg.

Die Winterschlacht in der Champagne.

Der nachstehende Brief des Hauptmanns W. gibt ein anschauliches Bild von der Art der Kämpfe in der Champagne, die eine ununterbrochene Kette glänzender Taten unserer Truppen darstellen. Mitte Februar hat dort das zähe Ringen zwischen Deutschen und Franzosen um jeden Fußbreit Landes begonnen und seitdem gehören die Namen Souain, Perthes, Reuilly und Beaurevoir, die den Kampffeldern am nächsten liegen, der Geschichte an. So, wie der Briefschreiber die Verhältnisse und die Kampfbedingungen bei seinem Truppenteil schildert, sind sie auf der ganzen Gefechtsfront gewesen, die der Gegner für seine immer wieder erneuten Versuche zum Durchbrechen der deutschen Stellung gewählt hatte. Der Angriff ging meist von französischer Seite aus, aber der Gegner sah sich nicht nur einer starken Verteidigung gegenüber, an der bisher im allgemeinen keine Angriffe unter furchtlichen Verhältnissen für ihn zusammenbrachen, sondern an unermüdlichen Gegenstößen fühlte er den kraftvollen Offensivgeist unserer Truppen, der sich selbst da betätigte, wo es Mähe genug kostete, sich gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner zu halten. „Ich schreibe mit Stolz und bewegt“, sagt der Briefschreiber, der mitten im tobensten Kampfe stand, und bewegt wird auch der Leser sein, der in der bescheidenen Schilderung die furchtbare Größe der Kämpfe in der Champagne ahnt.
Das Regiment hat einfach übermenschliche Anstrengungen hinter sich. Wir kamen feinerzeit nach E. Der Divisionsführer

eröffnete uns, daß wir alsbald in die Stellung der ... er kämen. Wir gingen mit Gottvertrauen heran. Mein Kommandeur und ich kamen am Nachmittag nach dem Unterstand im tiefsten Granatfeuer. So was von Granatfeuer hatte ich in meinen kühnsten Träumen mir nicht vorgestellt.

Bereits am ersten Abend und folgendem Vormittag hatten wir Verluste, aber wir waren doch zuversichtlich und hofften auf bessere Zeiten. Am nächsten und an den folgenden Tagen immer dasselbe Bild. Vor- und Nachmittags „Trommelfeuer“, wie der fachtechnische Ausdruck für das feindliche Schlag auf Schlag erfolgende Artilleriefeuer hier lautet. Auf unseren Unterstand hatte es die schwere Artillerie abgesehen. Wir konnten nicht heraustreten, ohne große Gefahr zu laufen, von den herumliegenden Granatsplittern getroffen zu werden. Telefonleitungen nach vorn und hinten waren fast immer gestört. Daher stets Ungewißheit. Am zweiten Abend erhielten wir die Meldung, daß rechts von uns beim Infanterie-Regiment A die Franzosen durchgebrochen wären. Weiter kamen sie in unseren Verbindungsgraben und flankierten N. G. unsere Stellung. Später kamen noch Minenwerfer hinzu, die unseren rechten Flügelschwadronen schwere Stunden bereiteten. Aber die Kompagnien hielten bewundernswürdig Stand. Sobald die Franzosen unter dem Schutz der Rauchwolken ihrer Granaten vorrückten und dicht vor der Stellung sichtbar wurden, fielen unsere braven Kerls die Gewehre in der Hand und jedesmal wurden die Franzosen unter furchtbaren Verlusten zurückgeworfen. Sobald die französische Infanterie zurückfiel — es war schauerlich anzusehen — schloß ihre eigene Artillerie in sie mit aller Macht hinein, um sie so wieder vorzutreiben. Einmal kamen die Franzosen in den rechten Flügel unserer Stellung, aber kaum waren sie darin, säumten unsere Leute mit blutunterlaufenen Augen vor Wut und Erregung wieder vor und machten alles nieder. Da die Franzosen uns fortwährend angriffen, war an irgend eine Abkühlung nicht zu denken. Alles vom Regiment war draußen und kämpfte. Als Reserve hatten wir noch eine Kompagnie.

Am vierten Tage brachen die Franzosen auch links von uns durch, und nun mußte das tapfere 1. Bataillon einem Angriff von vorn, von beiden Flanken und vom Rücken abwehren. Herr Oberst, ich schreibe jetzt mit Stolz und bewegt, wir haben die Stellung gehalten. Kein Zoll breit Boden hat der Franzose bekommen. Hierbei schwerster Bajonettkampf. Major K. kämpfte mit vier Fronten. Das 3. Bataillon ging zur Unterstützung in heftigstem Granatfeuer vor. Viele fielen, aber die Franzosen wurden abgewehrt. Wir standen im Unterstand. Auf einmal kam ein Artillerieoffizier herein und rief erregt, die Franzosen kämen. Wir hatten nichts da, außer den Gefechtsanordnungen. Wir glaubten nicht daran. Aber kaum waren wir draußen, da sahen wir die ersten etwa 20 Schritt vor uns. Mein Kommandeur sammelte sofort alles, Telephonisten pp., was Gewehr tragen konnte und schwärmte mit uns aus. Wir empfingen die Franzosen mit wohlgezielten Schüssen. Mein Kommandeur schloß allein drei nieder. Es war ein aufregender Moment. Ich lief dann, so schnell wie ich konnte, zur Reserve-Kompagnie und holte Verstärkung heran. Die Franzosen kamen da nicht weiter vor. In der nächsten Nacht kam ein Garderegiment an und nahm die Stellung rechts von uns an. Schneidige Kerls, die Gardisten! Sie haben sich brillant geschlagen. Am Morgen des nächsten Tages fiel unser von allen vergitterter Kommandeur. Ein Granatsplitter traf ihn ins Gesicht. Er war sofort tot. Ich persönlich werde diesen Augenblick nicht mehr aus dem Gedächtnis verlieren. Es gehörte alle Energie dazu, um den Kopf hoch zu behalten. Kurz vorher hatte er noch nach vorn

den Befehl geschickt, daß er Verstärkungen nicht mehr habe, er sehe aber die Lage nicht als verzweifelt an, hoffe fest, daß das Regiment Gelegenheit bekommen werde, eine glänzende Tat zu vollbringen. Nach sechsstündigem ununterbrochenem Kampfe wurden wir dann vorgestern Abend durch ein Garderegiment abgelöst. Wir übergaben die Stellung dem Regiment voll und ganz, so, wie wir sie feinerzeit übernommen haben.

Der Brigadeführer der Garde, dem wir in den letzten Tagen unterstanden hatten, schickte uns einen Zettel mit den Worten: „Freue mich sehr, daß Regiment tapfer Stellung voll und ganz behauptet hat.“ Ueberhaupt war er rührend zu uns.

Ich möchte nicht verfehlen zu erwähnen, daß uns die Artillerie in über alles Lob erhabener Weise unterstützt hat. Ohne sie wäre es nicht so gegangen. Sie schloß so vorzüglich, daß, sobald Truppenansammlungen an einer Stelle gemeldet wurden, sofort Granaten in sie einschlugen. Tausende von Franzosen liegen vor der Stellung. Der Gegner hat schwerste Verluste gehabt.

(Schluß folgt.)

Die Kriegsgetreidegesellschaft.

Die Idee wie die Entwicklung der Kriegsgetreidegesellschaft ist ganz aus dem Gang der Verhältnisse herausgewachsen, sie hat sich fortwährend dem Wechsel der Verhältnisse anpassen müssen. War doch zunächst die Kriegsgetreidegesellschaft nur als eine Unternehmung gedacht und gegründet worden, welche verhüten sollte, daß unsere Getreidevorräte allzu rasch aufgebraucht würden, welche dementsprechend Vorräte ansammeln und diese nach dem 15. Mai wieder veräußern sollte. Als dann die Bewegung einsetzte, nach dem Muster einer belagerten Festung die gesamten verfügbaren Getreidemengen in Deutschland bis in die Zeit der neuen Ernte hinein zu beschlagnahmen und auf den Kopf der Bevölkerung zu verteilen, und zu diesem Zweck die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 geschaffen wurde, ergab sich die Notwendigkeit, die Aufgaben der Kriegsgetreidegesellschaft zu erweitern und sie zum Mittelpunkt in der Durchführung dieses Gesetzes zu machen.

Indem so die Kriegsgetreidegesellschaft zu dem eigentlichen Getreideversorger des überwiegenden Teils des Deutschen Reiches wurde, wurde sie gleichzeitig der Brennpunkt für alle Interessengegenstände. Hierzu kommt eine weitere Komplikation. Es entstanden unmittelbar nach dem Inkrafttreten der neuen Bundesratsverordnung die sogenannten „Notkreise“ einzelner Kommunalverbände, denen die Kriegsgetreidegesellschaft ohne Rücksicht auf die Ökonomie der Transportwege abhelfen mußte. Es ist selbstverständlich, daß sich hierdurch einzelne Distrikte ebenso benachteiligt fühlten, wie andere die Kriegsgetreidegesellschaft als Helferin in der Not betrachteten.

Ein ähnlicher Konflikt zeigte sich in dem Augenblick, wo die Kriegsgetreidegesellschaft an den Verkauf ihres Mehls und damit an die Feststellung von Mehlpreisen herantreten mußte. Entsprechend ihrer Aufgabe, für die Versorgung des deutschen Volkes mit Getreide bis in die neue Ernte hinein zu wirken, konnte die Kriegsgetreidegesellschaft zunächst nicht einen Mehlpreis festsetzen, wie er etwa unter Zugrundelegung der Getreidehöchstpreise und der normalen, friedensmäßigen Spannung zwischen Getreidepreis und Mehlpreis zustande gekommen wäre, denn die Kriegsgetreidegesellschaft sollte ja nicht heute kaufen und morgen verkaufen, sondern sie sollte eine bestimmte Menge von Brotgetreide ankaufen und deren Ver-

„Großartig“, sagte Franz, „Das heißt ich schwindeln!“ Und dann lachten sie beide herzlich über die Meldung.

Von österreichischer Seite stand kein Wort davon in den Blättern.

„Sie werden schon wissen, warum“, meinte Desider.

15. Kapitel.

Nach Wut, als er seinen Anschlag an der Wachsamkeit der Oesterreicher scheitern sah, war unbeschreiblich. Er selbst hatte an dem Kampfe nicht teilgenommen, dazu war er zu vorsichtig, und als er nun die Unmöglichkeit erkannte, vor der angebotenen Frau als Retter und Befreier zu erscheinen, eilte er nach Belgrad zurück, um den Krieg auf jeden Fall ins Werk zu setzen.

Hier fand dann in Savie Privatwohnung eine Versammlung sämtlicher auf Serbiens Seite stehender Staatsmänner statt. Auch der Prinz, der in Zivil erschienen war, nahm daran teil.

Zunächst erstattete Hr. Barten, der aus Konstantinopel zurückgekehrt war, Bericht über seine Tätigkeit in der türkischen Hauptstadt.

„Ich habe getan, was ich konnte“, sagte der Präsident des samoson Balkankomitees, „aber die Jungtürken sind gar zu vorsichtige Leute. Die Stimmung im Volke wäre einem Kriege gegen Oesterreich nicht abgeneigt. Ihre Idee, Durchlaucht, mit dem Bosphorus hat großartig eingeschlagen — die Oesterreicher werden lange daran zu tragen haben. Allein die Regierung und das jungtürkische Komitee wollen von einem Kriege nichts wissen. Erstens fürchten sie, daß ihnen Bulgarien in den Rücken fällt, und dann gestehen sie offen, daß sie sich den Oesterreichern nicht gewachsen fühlen. Sie legte ihnen klar, daß Oesterreich-lingarn drei, vier Fronten werde zu decken haben — es half nichts. Eine Niederlage kann uns alle unsere Errungenschaften, das Parlament, die Verfassung kosten, sagte mir Ahmed Riza Bey. Sie werden sich mit dem Mann auf dem Wiener Ballplatz einigen, werden sich die Provinzen ablaufen lassen. Eine Zeitlang werden sie sich miteinander herumfeilschen, schließlich wird aber die Sache perfekt werden.“

„Hui Teufel“, rief der Prinz.

„Hui Teufel“, sagte auch Savie und strich würdevoll seinen Patriarchenbart, vergaß aber dabei, daß auch seine ganze Politik nur aus Geschäften und Geschäftchen bestand, teils offizieller, teils privater Natur, zumeist das letztere.

(Fortsetzung folgt.)

An den Ufern der Drina.

Roman von Ernst Klein.

(32. Fortsetzung.)

„Mein — aber ich bitte Sie, gehen Sie hinein, Frau Wästin.“
Die Leute kamen her, um mich zu befreien. Dieser Ray hat sie sicher geschickt — o, dieser Mensch — dieser Mensch!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Ich habe Sie gesehen“, sprach sie dann leise weiter. „Wie Sie über den Zaun gesprungen sind, wie Sie den einen niedergeschlagen haben ... o, ich bin am Fenster gestanden ...“
„Am Gottes willen, wenn eine Kugel Sie getroffen hätte ...“
Wider seinen Willen entschlüpfte ihm dieser Ruf der Angst.
„Franz ...“ Helle Freude klang in ihrer Stimme. Und im nächsten Augenblicke fühlte er zwei runde Arme um seinen Hals, zwei weiche, heiße Lippen preßten sich auf die seinen und eine glückselige Stimme flüsterte ihm ins Ohr:
„Du liebst mich ja doch!“
Das war eine Minute! Wie betäubt stand Franz da ... Als er sich einigermaßen gesammelt hatte, war sie längst verschwunden; dafür war Eghi Hassan neben ihm aufgesprungen.
„Müde, wenn der den Fuß gesehen hätte! Er meinte den Alten von der Seite an, aber der machte ein Gesicht, steinern und unergründlich wie die Sphinx in Megopten.“
„Herr Oberleutnant, melde gehorjamst, der Kerl ist im Zimmer drin“, meldete er streng vorschrittsmäßig.
Diese Genauigkeit gerade kam Franz verdächtig vor, und ein schwerer Druck legte sich ihm auf die Brust.
„Hassan“, sagte er und hielt ihn am Arm zurück, bevor sie ins Zimmer traten. „Hand aufs Herz, haben Sie was gesehen, oder haben Sie nichts gesehen?“
Die tausend Falten in Hassans Leder Gesicht grinsten wie für sich allein, und unter den buschigen Brauen leuchtete es verständnisvoll auf.
„Hand aufs Herz, Herr Oberleutnant, ich habe nichts gesehen.“
„Es ist ein überspanntes Frauenzimmer, Hassan!“
„Hm — hm!“
Diese lakonische Äußerung war alles, was Hassan da-

rauf zu sagen hatte. Franz mochte sich nun darunter vorstellen, was er wollte.

Mit dem Komitatshi hatten sie keine großen Schwierigkeiten, augenscheinlich hatte Hassan seine Ueberredungstalenten schon vorher bei ihm in Anwendung gebracht. Er gestand alles. Daß Ray ihn gedungen, Franz zu erschleichen. Daß Jacobac von einem Kreis von Spionen umgeben sei, die darauf lauerten, daß die Gräfin ins Innere geschafft werde. Und daß der heutige Ueberfall von Ray befohlen sei, da dieser die Geduld verloren hatte. Ein Teil der Bande sollte durch den Angriff auf die Patrouille die Besatzung aus dem Ort heraus, während er sich mit zwanzig Mann von hinten über die Berge an das Dorf herangeschlichen hatte. Den Posten vor dem Dorf hatten sie überrascht und niedergeschlagen ... Das andere wußte der Herr Oberleutnant selbst.

„Also doch ein Toter ...“ rief Franz mit tiefem Bedauern.

Der überraschte Posten war, wie sich herausstellte, von hinten niedergeschlagen worden. Als die Soldaten erfuhren, daß doch einer ihrer Kameraden das Leben hatte lassen müssen, gerieten sie in eine nicht geringe Wut, und als Eghi Hassan dann den Mirko nach der zum Gefangenhause abancierten Scheune brachte, regnete es Hülse und Hiebe auf den Kerl. Eghi Hassan war aber wiederum mit Blindheit geschlagen. Und auch mit Taubheit. Er sah und hörte nichts und warf den Mirko schließlich halbtot zu den andern.

Gegen Morgen rückte Desider mit seinen Leuten ein. Er hatte einen Leichterhunderten, das war seine ganze Verlustliste. Außerdem brachte er fünf Gefangene mit.

Seine Leute jubelten und sangen, als sie ins Dorf marschierten, und er selbst sah heiter und fröhlich aus wie schon lange nicht.

„Hurra“, rief er schon von weitem Franz entgegen, „das war ein guter Anfang!“

Als sie vierzehn Tage später die Zeitungen in die Hand nahmen, lasen sie unter den Nachrichten aus Serbien: „Belgrad, den 22. Februar. „Politika“ meldet von einem nicht unbedeutenden Grenzgefecht, das vorige Woche an der Drina, südlich von Vukobrod, zwischen einem österreichischen Grenzregiment und Komitatshi stattgefunden hat. Die „Strafmann“ waren über die Drina gegangen, wurden aber mit einem Verlust von 2 Offizieren und 17 Mann zurückgeworfen.“

kauf über einen langen Zeitraum verteilen. Die Kriegsgesellschaft mußte in zahlreichen Fällen „unwirtschaftlich“ verfahren, da sie ohne Rücksicht auf Transportkosten, Absatzverluste oder Speisekosten das Getreide im Deutschen Reich zu bewegen und dem lokalen Bedarfe überweisen mußte.

Da einzelne Kommunalverbände, auf deren Preisstellung alle jene Verteilungsmomente nicht zuträfen, den Preis des Mehles erheblich niedriger festsetzen konnten, so geriet die Kriegsgesellschaft in Schwierigkeiten, welche die ganze Frage in erster Linie vom Standpunkt der Konsumenten behandelten, in Verdad, die Mehlpresse ungebührlich hoch zu halten. In Wirklichkeit war der Anfang der Preispolitik der Kriegsgesellschaft, der nunmehr eine weitere Herabsetzung der Mehlpresse folgt, eine Maßnahme der Vorsorge. Diese wiederum ergab sich aus einer Verheißung der selber bei uns zu spät gemachten Erfahrung, daß es bei unserer Getreideversorgung im Kriege weit weniger auf die Frage des Preises als auf die Frage des Vorrats ankommt, so wichtig vom sozialen Standpunkt auch die Frage der Verteilung sein mag und so bedauerlich es der Kriegsgesellschaft erschien, zunächst die Konsumenten enttäuschen zu müssen. Hoffentlich wird es bald möglich sein, die Mehlpresse noch weiter zu erniedrigen.

Die Kriegsgesellschaft steht also gewissermaßen zwischen zwei Feuern, den großen Bedarfsinteressen, welche sie versorgen muß, zu denen ja auch der gesamte Heeresbedarf gehört, und auf der anderen Seite der sicherlich nicht zu verkennenden Interessen der landwirtschaftlichen Produktionsgebiete. Bei der Beurteilung der Kriegsgesellschaft sollte man nie die großen Schwierigkeiten vergeßen, die sie dauernd zu überwinden hat, und man sollte vor allem des großen Zieles eingedenk bleiben, daß nur durch diese zentralistische Regelung unseres Getreideverbrauchs die Möglichkeit zum Durchhalten bis zur nächsten Ernte gegeben ist. (Fest. Bg.)

Die deutschen Truppen in den Karpathen.

Mit denselben treuherzigen Liebern, mit denen sie in Belgien, in Frankreich und in Polen eingezogen sind, kommen unsere Regimenter und Erschmannschaften in die kleinen ungarischen Städte hereinmarschieren und bringen außer ihrem Gepäck ein großes unerklärliches Stück Heimat mit in die Karpathenwelt. Die Menschen haben gewechselt, viele sind vor diesen neuen Ankömmlingen für immer dahingegangen, aber das deutsche Heer ist dasselbe geblieben: Starke, getroffene, schließlich gelaunte Männer in Reih und Glied, meist mit einem solchen Ueberfluß an Frische und Munterkeit, daß auch die jactanten Ungarn und die ernsten und stillen Vertreter eines älteren Jahrgangs davon angesteckt und fortgerissen werden. In ihren festen Schritten kündigt sich ein mannhaftes Selbstbewußtsein an. Sie wissen, zu welcher zitterlichen Sendung sie berufen sind, nämlich ihr Leben einzusetzen für die Befreiung der dem deutschen Reich verbündeten Monarchie. Und an den Fenstern und vor den Türen der Häuser stehen die Leute und rufen es sich zu: Die Deutschen kommen! Kaiser Wilhelm schickt uns seine Deutschen!

Das Leben in der Truppe, das gemeinsame kameradschaftliche Auftreten erleichtert es den Soldaten, sich überall zurechtzufinden und in die neuen Verhältnisse ebensoviel von seinen heimischen Gewohnheiten hineinzutragen, wie er von ihnen annimmt. Auch in der fremdesten Fremde. Und dieses bühliche Karpathenland ist für den deutschen Soldaten zwar Fremdenland, aber doch Fremde. Was er auch anredet, er vernimmt zunächst nur unverständliche Laute. Hat er sich mit aller Eile und Kunst der Zeichensprache zu dem Verständnis einzelner Wörter durchgeschlagen, so muß er beim nächsten Baden wieder umlernen, denn der eine spricht nur ungarisch, der andere nur ruthenisch. Aber es gibt einen Vermittler, soviel hat er bald heraus. Das sind die Juden, die in der Stadt die Mehrheit der Bevölkerung bilden, und als gewandte Dolmetscher den Handel und Wandel in allen Sprachen beherrschend — unregelmäßige Charakterköpfe, vom Johannes bis zum Schmarotzer, angetan mit Kostan und Schabbesdedel, und Knabe wie Greis mit der langgedrehten Nase vor dem Ohre herunter. Mit ihnen handeln unsere Soldaten wie die erfahrensten Geschäftleute, durch die Not des Krieges hinreichend gewitzt, sich nicht jeden Preis vorzuschreiben zu lassen.

Das Bild einer solchen kleinen Stadt ist bald gekennzeichnet. Eine übermäßig breite, ausgedehnte Hauptstraße, auf der sich der Trödelmarkt abspielt und wo die ländliche Bevölkerung zum Einkauf zusammenströmt. In sie einmünden und von ihr abzweigen ein ziemlich einfaches Netz kleinerer Gassen, gekreuzt und durchschnitten von der schmalen geraden Bahnhofstraße. Überall hat sich der Typus des niedrigen einstöckigen Hauses bewahrt, mit derselben Erscheinung, die sich in der ganzen Welt wiederholt: die alten Gebäude, bescheiden, einfach, anständig, von guten Verhältnissen; die neuen anspruchsvoll, unbeholfen, mit schlechten Dächern, abernen Verzierungen aus der Formensprache der entlegenen Stille.

Über die flache Masse der Wohn- und Geschäftstadt ragen hervor: ein neumodisches Rathaus, die Synagoge, die Kirchen der drei vortretenden Konfessionen und etwa ein erstes überwiegendes Warenhaus von mehreren Stockwerken oder eine vornehme Landesbank.

Auf die Schönheiten einer von der Natur begünstigten Lage wird wenig Rücksicht genommen. Was früher in diesem Sinne gewirkt haben mag, ist längst verbaut oder von den Ausgeburten trasser Mühseligkeit in den Schatten gestellt worden.

Auf der breiten, kaum gepflasterten und deshalb meistens aufgeweichten Marktstraße wimmelt es von den wunderlichsten Gestalten. Man glaubt zuerst, eine Herde von Fabeltieren zu sehen. Das sind die Ruthenen, die in ihren schmutzig-weißen Ziegenfellen aus den Dörfern hereinkommen und langsam ausfuchend von einem Krämerladen zum anderen, von einer Verkaufsbude vor die andere treten. Den Männern fällt aus ihrer Pelzmütze das Haar lang in den Nacken, sie sehen dürrig und ausgemergelt aus. Die Weiber scheinen selbständiger und energischer: Ueber dem Ziegenfell eine große schwere Kiepe, die hohen Beine in plumpen Wasserstiefeln, gehen sie ganz tatkraftig auf ihr Ziel los und besorgen ihren Hausbedarf unter Lachen und Geschwätz. Weiber, Männer und Weiber, tragen an ihren Kleidern und Mänteln allerlei hässlichen Metallschmuck und schöne Besätze. Aber die städtischen Trödelbieten ihnen zu billigen Preisen die äbste Fabrikware an, triviale Stilmuster, unechte Blechbrochen und Glasperlen, und wir fächeln, die betrogenen Landbewohner lassen sich mit ihnen auf einen kümmerlichen Tauschhandel ein.

Mitten auf diesem stillen Theater bummeln unsere Feldgauen mit der Gemütsruhe eines Weltreisenden herum und genießen die Freuden des fremdartigen Städtchens, solange sie dauern. Bald heißt es, weiter marschieren in die armenigen Dörfer, in denen kein Baden und keine Gastwirtschaft ist, und über die Dörfer hinaus in die Einsamkeiten des Waldgebirges, wo es, ohne Uebertreibung, noch Wölfe und zuweilen auch Bären gibt. Morgen muß ich fort von hier, zum

Städtchen hinaus — und wer weiß, wann ich eine Stadt, ob ich jemals eine Stadt wiedersehen werde.

In der Heimat, in der Heimat — C. M.

Milzbrand.

Milzbrand ist eine ansteckende Tierkrankheit, welche besonders bei Rindern, Schafen, Schweinen und Pferden vorkommt, aber auch auf Menschen übertragbar ist. Die Übertragung auf Menschen kommt namentlich in Gewerbebetrieben zustande, in welchen die Arbeiter, Felle, Wolle, Haare usw. an Milzbrand erkrankter oder verendeter Tiere beseitigt oder den bestehenden veterinärpolizeilichen Vorschriften zuwider verarbeitet werden. Gefährdet sind also insbesondere Abdecker, Schlächter, Fellschneider, Gerber, Wollsortierer, Arbeiter in Wollhaarspinnereien, Lumpenhandlungen, Bürsten-, Pinsel- und Papierfabriken. Erkrankten können endlich auch solche Personen, welche das Fleisch milzbrandkranker Tiere genießen. Die Krankheit verläuft in drei verschiedenen Formen, als Karbunkel, als Lungen- und als Darmenzündung. Der Milzbrandkrebunkel entsteht dadurch, daß die Krankheitskeime in kleine Verletzungen der Haut eindringen. Doch kann die Krankheit auch nach dem Stich von Insekten, besonders Schmeißfliegen, entstehen. Der Karbunkel kommt mehrere Tage nach der Ansteckung zum Ausbruch. Es entsteht an einer unbedeckten Stelle der Haut, meistens an der Hand, am Vorderarm oder im Gesicht zunächst ein kleines Bläschen, in dessen Umgebung bald mehrere andere Bläschen aufsteigen; sie verwandeln sich schnell in schwärzliche Schorfe, während der Untergrund in wachsender Ausdehnung anschwillt, hart und lebhaft gerötet wird. In der Umgebung des Karbunkels ist die Haut in großer Ausdehnung teigig geschwollen. Wird der Karbunkel rechtzeitig ärztlich behandelt, so tritt häufig Heilung ein. In schweren Fällen kommt es zu einer Allgemeinerkrankung. Der Appetit schwindet, die Zunge wird dick belegt, es treten Fieber, Erbrechen, Durchfälle und allgemeine Schwäche ein, und schon nach wenigen Tagen kann der Tod erfolgen. Lungenmilzbrand entsteht durch Einatmung von Krankheitskeimen. Die Erkrankung beginnt wenige Tage nach der Aufnahme der Krankheitskeime mit hohem Fieber, starker Atemnot, quälendem Hustenreiz und reichlichem Auswurf, welcher anfangs wässrigschleimig, später blutig ist. Nicht selten besteht dabei Ägeln im Halse, Heiserkeit und heftiger Schnupfen. Zuweilen geht die Lungenentzündung in 2-3 Wochen in Genesung über, in den meisten Fällen aber erfolgt nach einigen Tagen durch Herzschwäche der Tod. Darmmilzbrand entsteht in der Regel durch den Genuß von Fleisch milzbrandkranker Tiere und verläuft in Form eines schweren Magen-Darmkatarrhs. Der Kranke bekommt hohes Fieber und Appetitlosigkeit, der Leib treibt auf und wird druckempfindlich; es stellen sich blutige Durchfälle und Erbrechen ein, und meist erfolgt in 2-3 Tagen der Tod.

Bei der Schwere der Krankheit ist ihre Verhütung besonders wichtig. Abdecker, Fleischer, Gerber, Wollsortierer, Wollhaarspinner, Arbeiter in Bürsten-, Pinsel-, Lumpen- und ähnlichen Fabriken sollten sorgfältig auf kleine Verletzungen an den Fingern und Vorderarmen achten und niemals mit offenen Händen an die Arbeit gehen, sich auch jedesmal nach der Arbeit die Hände und Arme mit warmem Wasser und Seife gründlich reinigen und abtrocknen. Arbeiter in Gerbereien, Wollsortereien, Bürsten- und Pinselfabriken, Wollhaarspinnereien, Lumpen- und ähnlichen Fabriken sollten sich besonders vor dem Staub in Acht nehmen, nicht mit offenem Munde atmen, während der Arbeit weder essen noch trinken und nach der Arbeit Mund und Nase mit reinem, lauwarmem Wasser oder einem desinfizierenden Mundwasser ausspülen. Wer von einer Krankheit befallen wird, welche den Verdacht des Milzbrands erweckt, sollte unverzüglich einen Arzt zu Rate ziehen. Das Pflegepersonal von Milzbrandkranken sollte im Krankenzimmer ein waschbares Leberkleid tragen, welches nur bei dem Verlassen des Krankenzimmers abzulegen ist. Es sollte kleine Verletzungen an Fingern und Vorderarmen sorgfältig beachten und verbinden, im Krankenzimmer weder Speise noch Trank zu sich nehmen, vor jedesmaligem Verlassen des Krankenzimmers die Hände mit einer desinfizierenden Flüssigkeit bürsten und dann mit warmem Wasser und Seife waschen. Gegenstände, welche mit dem Kranken in Berührung kommen, sind vor anderweitigem Gebrauch zu reinigen und zu desinfizieren. Die Abgänge des Kranken (Karbunkelsaft, Auswurf, Stuhlentleerungen) sind in Gefäßen, die zur Hälfte mit einer desinfizierenden Flüssigkeit gefüllt sind, aufzufangen und erst, nachdem sie zwei Stunden in denselben gestanden haben, zu beseitigen. Winden und Verbandstücke, welche mit Karbunkelsaft bestrichen sind, müssen unverzüglich verbrannt werden. Leib- und Bettwäsche, namentlich Taschentücher, sind sofort nach dem Gebrauch in ein Gefäß mit einer desinfizierenden Flüssigkeit zu legen und erst nach zweifelhändigem Verweilen in derselben zur Wäsche zu geben. Die Gebrauchsgegenstände des Kranken, Tisch- und Trinkgeschirre, dürfen nicht von anderen Personen mitbenutzt und müssen nach jedem Gebrauch mit einer einprozentigen Formaldehydlösung desinfiziert werden. Das Krankenzimmer ist regelmäßig zu lüften, der Fußboden täglich feucht auszuwischen, geeignetenfalls mit einer desinfizierenden Flüssigkeit. Sofort nach der Ueberführung des Kranken in ein Krankenhaus, nach seiner Genesung oder nach seinem Tode sind das Krankenzimmer, die Leib- und Bettwäsche usw. nach Anweisung des Arztes einer gründlichen Desinfektion, womöglich durch einen geprüften Desinfektor, zu unterziehen. Auch von der Leiche eines an Milzbrand Verstorbenen kann eine Ansteckung erfolgen. Sie ist daher sobald wie möglich in einen Sarg zu legen, dessen Boden mit einem aufsaugenden Stoffe, z. B. Torfmull oder Sägespänen, bedeckt ist, aus dem Sterbehause in eine Leichenhalle oder, wo eine solche nicht vorhanden, in einen abgesonderten, verschließbaren Raum zu überführen. Das Waschen der Leiche sollte unterbleiben oder nur mit einer desinfizierenden Flüssigkeit geschehen. Die Ausstellung der Leiche im offenen Sarge und eine Beisetzung im Sterbehause sind zu unterlassen.

Uermischtes.

* Fräulein Infanterist. Im „Neuen Bester Journal“ schildert Wilma Valogh einen Besuch in einem ungarischen Barackenhospital, der Beobachtungsstation Trenfen, in der die Verwundeten und Kranken von den nördlichen Schlachtfeldern ihre erste Aufnahme finden. Sie gibt dabei u. a. folgendes Momentbild: „... Naum drei Schritte von mir steht, dünn und hochaufgeschossen, ein junger Bursche von kaum 16 Jahren. Er fällt mir auf. Sein Gesicht leuchtet selten lieblich über dem Aufschlag seines ungarischen Infanterierockmants. ... Nun tritt er über die Schwelle des Baderaumes. ... Einige Minuten verstreichen, da kommt Fräulein Dr. Kohn rasch und aufgeregt heran. „Haben Sie den jungen Infanteristen gesehen, der eben hier, neben Ihnen, stand?“ fragt sie. Ich bejahte. „Nun, dieser Soldat ist ein Mädchen! ... Im Baderaum hat sich das Geheimnis enthüllt. Das Fräulein

Bata wollte sich durchaus nicht entkleiden. Nach langem Drängen und Befehlen gestand sie mir endlich, daß sie Fräulein Dr. Kohn sei. Nun bekundete sie Mädchenkleider. ... Als ich den Saal verließ, fährt mich Fräulein Dr. Kohn in die Brust der Pflegerinnen. Da sitzt unser junger Infanterist, in den kurzgeschorenen Kopf hängen und hat, wie es sich in diesem Falle gebührt, Trauerkleider an. Sie hat Schminke nach den schneebedeckten Feldern und Bergspitzen, wo das waghalsige Spiel mit dem Tode jeder Sekunde ihren gewaltigen Reiz verleiht. Nun muß sie sich in eine ruhige Umgebung fügen. Sie will gerne und fleißig jede Anweisung befolgen, die ihr angewiesen wird, wenn sie nur nicht nach Hause muß. Sie hat Schen vor ihrem Dorn, und gerade dies trieb sie hinaus in die Gefahren des Krieges. Mit ihren Strümpfen aufschlappend, erzählt sie die Geschichte ihres jungen Lebens. Sie ist die Tochter gutstiller Leute, wurde von den „Englischen Fräulein“ in Budapest erzogen. Vor einigen Jahren starb ihr die Mutter und seither war der Vater und das Glück der Familie gestört. Unser weiblicher Infanterist hatte einen älteren Bruder, er war ihre einzige Stütze. Nun mußte er in den Krieg. Ihre Sehnsucht nach ihm war unstillbar, und so entschloß sie sich, ihm zu folgen. Sie verschaffte sich Soldatenkleider und es gelang ihr, auf einen Militärzug zu kommen. Ein alter gütiger Oberst, der die Wahrheit nicht ahnte und dem der Mut des jugendlichen Bata gefiel, ließ sie sogar zu dem Regimente ihres Bruders bringen. Dieses war gerade in der Feuerlinie und hatte einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Das Mädchen fand den Brudertot, durch feindliche Kugeln niedergestreckt. Das Mädchen blieb nun im Felde und nahm an mehreren Kämpfen teil. Zwei Kameraden erzählen, daß die Tapferkeit und Opferwilligkeit des Kindes Offiziere und Soldaten begeisterte, sie anerkennen. Nun ging es doch nicht länger! Der kleine Infanterist mußte wegen Uebermüdung ins Spital gebracht werden. Hier enthüllte sich die Wahrheit.“

* Vergiftung durch explodierende Geschosse. In den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung lesen wir jetzt des Öfteren über die Anwendung von Explosivgeschossen, die beim Aufschlagen und Blasen entzündende Dämpfe entwickeln. Ganz neu ist ja diese Kampfmethod nicht. Von altersher wenden die chinesischen Seeräuber Stinbomden an, um die Besatzung der überfallenen Schiffe kampfunfähig zu machen. In die eigentliche Kriegsgeschichte ist das im wesentlichen durch seine giftigen Dämpfe wirkende Geschos erst in der Seeschlacht bei Tsushima von den Japanern eingeführt worden. Viel reichlicheren Gebrauch macht der jetzige Krieg davon. Ueber die Art und Weise, wie derartige Vergiftungen zustande kommen und wodurch sie verursacht werden, gibt eine interessante Abhandlung Aufschluß, die der Berliner Pharmakologe A. Lewin in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht. Danach handelt es sich stets um Giftwirkungen des Kohlenoxyds, das sich bei der Explosion der Sprengmassen entwickelt. Das Kohlenoxyd ist bekanntlich die Quelle jener früher recht zahlreichen tödlichen Vergiftungen, welche durch das rasche Schließen der Ofenklappen entstanden. Seine Wirkung, schon bei Anwesenheit von ganz geringen Mengen (0,25 Prozent) in der Atemluft, besteht darin, daß es statt der armen Substanz des Blutes, dem roten Blutstoffs (Hämoglobin), zu Kohlenoxydhämoglobin verbindet, das dann nicht mehr imstande ist, Sauerstoff in den Lungen aufzunehmen. Der Mensch ist der giftigen Wirkung des Kohlenoxyds umso stärker ausgesetzt, je mehr es mit Kohlen säure beladen ist, weil das Gasgemisch an Schwere gewinnt und auf den Boden fällt. Aus diesem Grunde ist es durch aus möglich, daß auch im Freien bei der Explosion von Sprengungen entstehen, z. B. wenn eine Bombe in einen Schützengraben fällt. Schon eine Rucksackwunde durch ein Infanteriegeschos zeigt deutlich die Spuren der Kohlenoxydgiftwirkung. Ebenso verhält es sich bei dem Feuern der Schützengewehre und der Schiffgeschütze im Panzerturm. Hier ist die Bedienung der Wirkung der Kohlenoxydgase ausgelegt, die nicht selten Betäubung und fesselnde Störungen verursachen. Häufig wurde beobachtet, daß das Gedächtnis bei der Explosion Anwesenden für längere Zeit, bis zu Jahre hinaus, verloren ging, was nicht etwa auf den Schall sondern auf die Vergiftung zurückzuführen ist.

* Anekdoten über Lord Rothschild. Der Vord des englischen Reiches der Familie Rothschild und der Londoner Bankfirma R. M. Rothschild u. Söhne ist, kürzlich im Alter von 74 Jahren gestorben. Zum Lord Rothschild wurde er sich „erhöhen“ lassen, obwohl er schon bei seiner Geburt österreichischer Baron war, sah im britischen Oberhaus, was ihn der damalige Premierminister Gladstone 1885 zu ersten Israeliten, der die Peerswürde erhielt, berief, nachdem er das von den Engländern unter ihre Oberherrlichkeit gebrachte Aegypten durch eine Anleihe vor schwerer Geldnot gerettet hatte, — ob dies aus sehr selbstlosen Gründen geschah, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Mit herzlichem Gepränge ist Lord Rothschild, so schreibt die R. M. beigesetzt worden, und diese Nachrufe — auch einer von Lord George war dabei — priesen seine Tugenden und seine echt englischen Tugenden. Einen „richtigen John Bull“ nannte ihn eine Zeitung, und man muß zugeben, daß dieser Name Mayer Anschels Rothschild seine Herkunft aus Frankfurt am Main längst vergessen hatte. Nun aber, da er in der Erde gebettet ist, melden sich in der Presse jenseits des Kanals auch einige zu Wort, die offenbar nicht so günstige Eindrücke von dem Herrscher der Londoner Finanzwelt empfangen haben. Sie loben sein treues Festhalten am Glauben seiner Väter, deuten aber an, daß er sich unter seinen Glaubensgenossen außerhalb der Synagoge wenig zeigte, was nicht weiter verwunderlich war, da Lord Rothschild von den britischen Aristokraten, bis zum Königshause hinauf, verachtet wurde, und sie lassen seinem Familienfian, der bei Lord Rothschild so stark ausgeprägt ist, volle Gerechtigkeit widerfahren. Uebertrieben lebenswüthig scheint aber, diesen Rothschildenerzählern zufolge, Lord Rothschild nicht gerade gewesen zu sein. Hatte er jemand der Ehre gewürdigt, von dem empfangen zu werden, so betrat er das Zimmer, wo der Besucher ihn erwartete, mit der Zigarre im Munde, stellte eine Uhr auf den Tisch vor sich hin und bestimmte, daß die Unterredung höchstens fünf, drei oder gar nur zwei Minuten dauern dürfe. War die so kurz bemessene Zeit abgelaufen, dann verabschiedete er ebenso rasch, wie er gekommen war. Tropfen auf einen Stein? Er vollkommene taub war, hatte er aber alles in sich Wissenstwerte genau in sich aufgenommen. In seinen letzten Jahren litt Lord Rothschild an einer sicherlich ganz gelassenen Furcht: an der Furcht vor einem Bombenattentat, der Hand irgend eines Anarchisten, dem sein riesiger Reichtum als eine gesellschaftliche Ungerechtigkeit erscheinen mochte. Wenn er sich am Sabbat, wie alle Rothschilds es der Sitte ihrer Religion gemäß tun, zu Fuß nach dem Tempel begab, begleitete, beschirmte ihn auf diesem frommen Gang nur in Angeln antrat, ein kleines Heer von Privat.

Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Sattler.